

Jekami in der Kriminologie

In der NZZ vom 28. 3. 12 gelangt Brigitte Hürlimann zu einer pessimistischen Einschätzung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Kriminalität. Je nach Person der Forschenden kämen andere Ergebnisse heraus, und es falle der Öffentlichkeit schwer, sich ein Bild der Kriminalitätslage zu machen. Darum verändere sich das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung kaum, und ihre Einschätzungen zu Fragen der Strafrechtsreform würden sowieso durch Einzelfälle beeinflusst.

Tatsächlich gibt es Stimmen, die von einer ewigen Konstanz der Kriminalität ausgehen und leugnen, dass beispielsweise Gewalttaten über die letzten 20 Jahre zugenommen haben. Inspiriert durch solche Quellen, reduziert die NZZ im Kommentar zur neuesten Kriminalstatistik die teilweise massiven Veränderungen (in beiden Richtungen) auf eine Frage von «Deutungen». Auch die massiven Zuwachsraten bei Einbruch oder Diebstählen auf der Strasse sind einmal mehr kein Grund zur Beunruhigung.

In der Ökonomie würde niemand ernst genommen, der bestreiten würde, dass es seit den dreissiger Jahren Fluktuationen der Inflation oder der Arbeitslosigkeit gegeben hat – gestritten wird allenfalls über das Warum. Was die Ökonomen vor einer Kakophonie wie in der Kriminologie bewahrt, ist die allgemeine Anerkennung von Qualitätsstandards namentlich in internationalen Zeitschriften mit anonymer und unabhängiger Überprüfung der eingesandten Manuskripte. Solche Zeitschriften gibt es in der Kriminologie auch, und in diesen kommt kein solches Meinungs-Chaos vor: Allgemein wird anerkannt, dass Kriminalität (wie die Inflation) Schwankungen unterworfen ist. Nur in der medialen Rezeption werden Qualitätsstandards oft wenig beachtet. Während in der Medizin oder Ökonomie keine Fachperson ernst genommen würde, die nicht über einen Leistungsausweis in Form von Publikationen in entsprechenden Zeitschriften verfügt, gilt in der Kriminologie das Jekami-Prinzip.

Dass das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung durch Schwankungen der Kriminalität wenig beeinflusst wird, ist eine Folge der zu geringen und darum nicht wahrnehmbaren jährlichen Veränderungen. Fallen Unterschiede – wie etwa zwischen «guten» und «schlechten» Stadtvierteln – massiv aus, schlägt dies auf das subjektive Empfinden sehr wohl durch.

Martin Killias, Professor für Kriminologie und Strafrecht, Universität Zürich